

Marie v. Manteuffel

Liebe Gemeinde,

Vor Johannes dem Täufer hatte ich ehrlich gesagt schon immer eher Angst. Als Kind mehr als jetzt bei der Vorbereitung auf den heutigen Gottesdienst. „Ihr Schlangenbrut!“ „meint nicht, ihr könntet sagen: Wir haben Abraham zum Vater.“ „Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt; jeder Baum, der keine gute Frucht hervorbringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen.“ Mir schaudert vor diesem sonoren Bariton, mit seinem ledernen Gürtel. Ich sehe ihn da stehen, am Rande der judäischen Wüstenberge, sein Echo hallt durch die kahlen Täler – und die Wände der Lehmhäuser erschüttern. Er ruft zur Umkehr. Droht uns unumwunden.

Offensichtlich auch heute wieder nötig. Freunde der Superlative würden sagen „nötiger denn je“.

Beim Vorbereiten dieser Predigt nun beschleicht mich leider zunehmend ein bitterer Geschmack von Ironie: Denn seit zweitausend Jahren hallt dieser Ruf, jährlich vorgetragen. Ist das nicht zutiefst traurig? „Wer viel droht, erreicht wenig“, sagt man.

Ist dieser streng gegürtete Mahner also gescheitert? Die Drohung verhallt? Dann müsste man wohl resignieren? Aber ganz so leicht ist es, scheint es mir, nun doch nicht.

Seit zehn Jahren arbeite ich haupt- und ehrenamtlich an der Schnittstelle von Migrationspolitik – und humanitärer Hilfe. Ich rede mir die Stimme heiser gegenüber politischen Entscheidungsträger*innen, ihren Einfluss geltend zu machen für mehr Menschlichkeit in der Politik, für das Aufrechterhalten von humanitären Aufnahmeprogrammen für wenigstens einige der Allerschutzbedürftigsten; für eine solide Finanzierung humanitärer Hilfe, um weltweit tausende vermeidbare Todesfälle zu verhindern; für ein breiteres Verständnis von Sicherheitspolitik, in der die betroffenen Menschen eine echte Rolle spielen.

Wie ich machen das viele Menschen um mich herum.

Und trotzdem hat das Stockholmer Friedensforschungsinstitut *Sipri* letzte Woche die neuen Rekordzahlen für das Jahr 2024 veröffentlicht: Im letzten Jahr machten Rüstungskonzerne weltweit Umsätze im Wert von knapp 680 Milliarden US-Dollar – der höchste je verzeichnete Wert! Allein die vier bei *Sipri* gelisteten deutschen Rüstungskonzerne konnten ihren Umsatz um sage und schreibe 36 % steigern. Währenddessen wurde der Familiennachzug auch der Kernfamilie zu Kriegsvertriebenen ausgesetzt; wurden sämtliche humanitären Aufnahmeprogramme gestoppt oder auslaufen gelassen, auch die, bei denen der Großteil der finanziellen Versorgungslast von freiwilligen Helfergruppen in Deutschland übernommen wurde. Die Humanitäre Hilfe wurde im neuen Bundeshaushalt grade halbiert, die zugehörige Abteilung im Auswärtigen Amt soll nun sogar gleich ganz aufgelöst werden. Und damit beschreibe ich nur die Desaster, die grade hier und jetzt und in denjenigen Politikfeldern passieren, in denen ich mich betätige.

-
Heute ist der zweite Advent und ich beginne hier recht wenig festlich. Und glauben Sie mir, auch ich möchte mir oft genug einen Ledergürtel umschnallen und meine ganze Wut gegen diese Ungerechtigkeiten einfach herausbrüllen, gegen diese ideologische Verbohrtheit und Kurzsichtigkeit. Möchte am liebsten drohen, aber mit was?

Der Ruf nach Umkehr scheint also seit 2.000 Jahren nicht wirklich zu verfangen? Also doch - Resignation?

Durch alle meine Einsätze hat mich kaum ein Satz treuer begleitet, habe ich kaum einen Satz öfter zitiert, als die Worte des viel zu früh verstorbenen Pater Frido Pflüger, damals Leiter des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes und mein Chef hier im Nachbarhaus. Frido pflegte zu sagen:

Wir haben viele Rechte, aber kein Recht auf Resignation.

Kein Recht auf Resignation.

-

Vor einigen Jahren war ich für *Ärzte ohne Grenzen* ein halbes Jahr in Libyen im Einsatz, als Humanitarian Affairs Officer. Ich leitete ein kleines Team und unsere Aufgabe war es, gemeinsam mit den medizinischen Kolleg*innen in die berüchtigten Internierungslager der libyschen Regierung zu fahren, in den Lagern in die Zellen zu gehen, dort die Allerallerschutzbedürftigsten zu identifizieren und uns bei UN-Organisationen und den Botschaften westlicher Länder für Hilfe und Schutz einzusetzen. Also sind wir fünf Mal die Woche in eines der Internierungslager gefahren. Dort waren teils hunderte von Menschen in Hallen eingesperrt, hinter vergitterten Eisentüren und manchmal sogar zugemauerten Fenstern. Die Menschen saßen auf dünnen Matratzen und warteten, dass zwei Mal täglich Metallschüsseln mit verkochten Makkaroni oder trockenem Couscous reingebracht wurden, über die sich dann alle Insassen stürzten, weil es das einzige war, was sie an Nahrung bekamen.

Oft stank es entsetzlich in diesen Räumen. Meistens waren es ehemalige Fabrikgebäude, die nicht dazu ausgelegt waren, Menschen zu beherbergen. Sie hatten keine funktionierenden Abwassersysteme, geschweige denn funktionierende Toiletten. Die eingesperrten Menschen kauerten an den Wänden entlang. Manche lethargisch, manche agitiert. Wir gaben Patientenkarten aus, die es den Menschen ermöglichten, zur Behandlung in den Vorhof gelassen zu werden. Dort reihten mein Team und ich uns ein in die Behandlungsreihenfolge, was uns ein klein wenig Zeit mit den einzelnen Menschen verschaffte.

Manchmal hatten wir 2-3 Minuten für ein kurzes Gespräch, manchmal auch nur 30 Sekunden, wenn die Wachen zu nah bei uns rumlungerten und wir Angst hatten, zu viel Aufmerksamkeit auf einzelne Menschen zu lenken. Vorab hatten wir einen Fragenkatalog ausgearbeitet:

Erstmal die Situation im Lager: Gewalt, Nahrung, Hygiene, Diskriminierung

Dann Fragen nach Herkunft, Situation im Herkunftsland, Grund zur Flucht oder aber Opfer von Menschenhandel?, Fluchtroute, Gewalterfahrung, mitreisende Familienmitglieder, Aufenthaltsdauer in Libyen, Beschreibung des Aufenthalts in Libyen, Preise für Schmuggler; Versuch, das Mittelmeer zu überqueren? Wenn ja, wie oft? Preise für den Überfahrtversuch? Vorherige Internierung in Libyen? Preise für Entkommen aus anderen Internierungslagern?

Es war illusorisch, das alles in der kurzen Zeit zu erfahren. Aber ich gab mein Möglichstes, diesen kurzen Moment mit jedem/jeder einzelnen Internierten zu nutzen - sie anzuschauen, zu fragen, wie es geht, präsent und da zu sein - quasi einen „menschlichen Moment“ zu ermöglichen - eine kurze aber echte Begegnung. Dann war die Zeit um, wir bauten unsere kleine Krankenstation wieder ab und fuhren vom Hof. Meistens hatte ich einen in diesem Moment riesigen Kloß im Hals.

Wissend, dass ich in den wenigsten Fällen wirklich etwas würde erreichen können.

Und wissend, dass ich als weiße Frau mit deutschem Pass einfach in unseren kleinen Minibus steigen und mit den Kollegen zurück zur Unterkunft fahren konnte. Und irgendwann in den Flieger und ab nach Deutschland zu meiner wohlbehüteten Familie. Eine kaum auszuhalten Ungleicheit. Kaum auszuhalten Willkür und Unfriede.

Ich bin nicht sonderlich bibelfest, aber an eine Stelle aus der Genesis musste ich oft denken:

„Gott erschuf den Menschen als sein Bild, als Bild Gottes erschuf er ihn.“

Wir fast 8 Milliarden Menschen auf dieser Erde, jeder und jede einzelne von uns eine kleine Miniatur Gottes. Jede und jeder einzelne, d.h. auch all die Menschen, denen ich in den Lagern begegnet bin.

Ich kann nicht verhehlen, dass mich während meiner Zeit in Tripolis quasi als Dauerbegleiter die große quälende Sinnfrage begleitet hat. Wozu ein ums andere Mal in diese Lager fahren, wenn die UN doch zu schwach ist, auch nur das Mindeste für diese schicksalsgebeutelten Menschen zu tun - wenn die westlichen Botschaften (inklusive der Deutschen) auf Formalien bestehen, die in einem Staat wie Libyen in ihrer Realitätsferne und Zynismus kaum zu überbieten waren. Klar, einigen SEHR wenigen Menschen konnten wir helfen, sie wurden tatsächlich evakuiert nach monatelangem Ringen mit Behörden. Und ja, immer wieder machte es den Eindruck, als ob unsere Präsenz in den Lagern schon helfen würde, das große Gewalt- und Missbrauchspotential nicht gänzlich zu entfesseln.

Aber wann wird man ungewollt zur Stütze eines Systems, das man eigentlich bekämpfen will?

Irgendwann war es dann soweit und meine Zeit in Libyen ging ihrem Ende zu. Ich fuhr zum allerletzten Mal in das größte der Internierungslager. In den Wochen zuvor waren wir besonders oft dorthin gefahren, sodass ich mich über die Zeit etwas intensiver mit einigen der Insassen und ihren Schicksalen hatte befassen können.

Als wir im Lager ankamen, bildete sich schnell eine Traube von Menschen um mich herum, die Wachen ließen es zu. Offensichtlich hatte sich herumgesprochen, dass ich abreisen würde. Ein Mann löste sich aus der Gruppe, ein Sudanese, der besonders gut Englisch sprach. Er sagte- sehr höflich aber direkt: es sei nicht gut für sie, dass ich gehe. Natürlich wand ich sofort ein, dass es auf mich nicht ankäme, die medizinischen Teams kämen unverändert weiter und auch meine Position sei bereits durch einen neuen Kollegen ersetzt worden. Er sah mich ernst an und sagte:

„No, Mam, with all due respect. They give us pills, you give us dignity. And dignity means hope.“

Tja. Mit einem Satz, alle Zweifel der ganzen harten Monate davor einfach weggefegt.

Szenenwechsel.

Vor ein paar Wochen nahm ich an einem Achtung. Antirassismus Workshop für katholische Bischöfe teil. Geleitet wurde der Workshop von einem pensionierten evangelischen Pastor, Austen Brandt. Blank und einigermaßen nervös ging ich in den Workshop, wie auch die Herren Bischöfe um mich herum. Die zentrale Botschaft von Pastor Brandt aber war für uns alle gleichermaßen überraschend wie heilsam:

Er vermittelte mit entwaffnender Ehrlichkeit, wie er einen tief sitzenden Reflex bei weißen Menschen beobachte, sich gegen Rassismus als Thema oder gar Vorwurf zu wehren. Und zwar deswegen, weil der Schmerz und die Trauer darüber so tief sitzen. Schwarze Menschen wie er hätten im Alter von 5 Jahren jedes Klischee bereits begriffen -so traurig das sei-, während Weiße meist erst sehr viel später lernen würden, was Rassismus wirklich bedeutet. Umso schwieriger sei die

Annäherung an dieses grausame System, in dem man lebt. Es braucht sehr viel Zartheit, sich diesem Schmerz nähern zu können und ihn aufzuarbeiten.

Austen Brandt erhielt im Jahr 2010 den Aachener Friedenspreis. In seiner damaligen Preisrede sagte er: „Wir müssen lernen, uns selbst in den anderen zu sehen. Nicht als Bedrohung, sondern als Erweiterung unseres Menschseins.“

Mein Erlebnisse in Libyen und dieser Antirassismus-Workshop verbindet für mich diese zentrale Frage: wie gehen wir damit um, Teil eines Systems zu sein, das so klar gegen unsere Werte verstößt, in dem wir weder Täter noch Opfer sein wollen, aber doch Teil davon sind.

-

Was mich schon seit Jahren dabei beschäftigt ist die Frage, was macht diese ständige Betonung von „Wir gegen Die“ mit uns? Welche Spuren hinterlässt die daraus folgende Abschottungspolitik und Entsolidarisierung in uns? Wie können wir als offene, freie Menschen in Vielfalt weiterleben, wenn wir uns treiben lassen von Angst, von vermeintlichen Gefahren – und dabei unsere Solidarität und unsere Empathie verlieren? Was macht das mit unserer Seele, letztlich mit unserer eigenen Menschenwürde, wenn wir anfangen zu unterscheiden, was für bestimmte Gruppen von Menschen ‚menschenwürdig genug‘ ist?“

Ich befürchte, wenn wir anderen pauschal ihre Menschenrechte und letztlich ihre Würde absprechen, stellen wir letztlich unsere eigene Würde in Frage.

Was ich dabei nicht verstehe ist, wie Menschen glauben können, der Ausschluss von den einen würde letztlich nicht auch ihnen selbst schaden. Das ist doch die Grundidee der menschlichen Würde – für Christ*innen die vorhin zitierte Gottesebenbildlichkeit – Sie gilt für alle. Oder für keinen.

Was ich mir wünsche, ist, dass wir diese Gleichgültigkeit aufgeben. Dass wir uns klar machen, dass es uns selbst nur weiter gut gehen kann, wenn es allen Menschen besser geht.

Und damit wären wir bei Paulus und seiner Aufforderung an die Gemeinde in Rom.

Die biblische Vision: Hoffnung durch Gemeinschaft. Vom Ich zum Wir. Das „Wir“ als geistliche Haltung.

Das ist keine naive Aufforderung zur Nettigkeit. Es ist eigentlich ein ziemlich radikaler Anspruch: einander annehmen – nicht nur die, die uns ähnlich sind, sondern auch die, die uns fremd erscheinen. Die, deren Geschichten wir nicht kennen. Die, deren Sprache wir nicht sprechen. Die, deren Schicksal uns verstört und überfordert.

Paulus weist hier klar den Weg: er versperrt den Rückzug in eine spirituelle Komfortzone. Er mahnt zum Widerstand gegen Gleichgültigkeit.

Und Johannes der Täufer ruft ja deshalb zur Umkehr auf, weil das Himmelreich nahe ist. Weil es möglich ist. Weil er es uns Menschen zutraut dieses Reich entstehen zu lassen, das kein Ort der Ausgrenzung ist, sondern ein Ort der radikalen Annahme ist.

Dieses Versprechen ist gefährdet, wenn wir das „Wir“ verlieren. Wenn wir uns nur noch als Einzelne sehen, als Nationen, als geschlossene Gruppen.

Liebe Gemeinde,

Ich habe nun zugegeben einen recht weiten Bogen gespannt. Was ich mit all dem sagen will, ist das: trotz allem: Ich glaube an die Menschlichkeit, an das Wir. Ich hab' es erlebt, so oft. Ich habe es gesehen, wirksame Menschlichkeit gesehen. Ich habe gesehen, wie Leben durch angewandte Menschlichkeit des Einzelnen gerettet wurden; wie das Leben von Menschen real verbessert werden konnte; und wie damit Einsamkeit überwunden, Sprachlosigkeit überwunden wird.

Es mag kitschig oder banal klingen. Aber ich sage Ihnen: Das ist kein Kitsch. Das ist unsere Macht, unsere Macht des Menschlichen. Die haben wir und es liegt an uns, sie gemeinsam einzusetzen.

Lassen Sie uns also nicht resignieren und mit dem Unfrieden in der Welt zufrieden geben. Johannes der Täufer traut es uns zu. Lassen Sie uns Raum für menschliche Momente schaffen, lassen Sie uns hinschauen - und Gott im anderen sehen.

Amen.